Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

43. Jahrgang.

Eine wöchentliche Beilage: Zur kirchlichen Zeitgeschichte; zwei monatliche Beilagen: Blätter für Jugendarbeit und Missionsblatt.

1910 Berlin-Bremen, den 4. Mai. Nr. 18

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,60 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Sprüche. Von K. E. Knodt. — Himmelfahrt. Von Hachmeister. — Die gegenwärtige Krisis in der Missionsbewegung. I. Von Lic. Witte. — Doktor Else Helmersfeld. Von Goldschmit. — Das Zentrum. Von Saxo. — Anzeigen.

Die Zeit ist noch immer nicht eingekehrt,
Wo die Menschheit vom Brote allein sich nährt.

Das ist das Leiden der heutigen Zeit,
Es fehlt ihr im Tiefsten — Ewigkeit.

K. E. Knodt.

Himmelfahrt.

Joh. 14, 6: Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Es war ein Mensch in die weite Welt hinausgezogen. Er hatte alles dahinten gelassen: Heimat und Elternhaus, Freundschaft und Gemeinschaft. Und war gewandert und gewandert, um sich die schöne Welt zu besehen, und um dann einmal wieder zurückzukehren ins Vaterland, an die Stätte goldener Jugendtage. Die Jahre gingen dahin. Nun wollte er nach Haus. Aber da stieg es wehmütig in ihm auf. Eine Botschaft aus der alten Heimat hatte ihm gesagt, daß Vater und Mutter längst schon auf dem stillen Friedhof lagen. Und wer würde ihn noch wiedererkennen? Was nützte es ihm drum, wenn er sich nun anschickte, heimzukehren! — Du Menschenkind bist auch ein Wandersmann, der eine Zeitlang in die Fremde geht und einmal zurückkommt in die Heimat. Ist dein Vater denn auch tot? Oder weißt du, zu wem du heimkehrst am Ende deiner Tage? Himmelfahrt will es dir sagen: Du gehst zum Vater!

Und da war ein Kind, dessen Eltern wohnten hart am Waldesrand. Es hatte sich trotz der Eltern Verbot allein in den tiefen Wald gewagt, hatte allerlei Schönes gesucht und gefunden und war dabei nach rechts und nach links gesprungen. Und wie schnell entflieht einem Kinde die Zeit! Stunden waren vergangen, da fühlte es, daß es heimwärts mußte. Aber da hatte es den Weg verloren zu Vater und Mutter. Wo es hingehörte, das wußte es noch; da wollte es auch so gern hin. Aber wer zeigte dem armen Kinde den Weg? — Du, Menschenkind, gleichst du nicht oft solch einem verirrten Kinde? Könntest du den Weg doch wissen und finden, der dich sicher zum Vater zurückbrächte! Himmelfahrt will es dir sagen: es gibt einen Weg zum Vater. Er, dessen Himmelfahrt du feierst, der ist dein Weg zum Vater. Wir gehen mit Christus zum Vater. Kennst du das Ziel? Gehst du den Weg?

Unser Erdendasein setzt sich aus vielen äußeren Dingen zusammen: Essen und Trinken, Kaufen und Spielen, Geld und Gut, Vorteil und Gewinn, Vergnügen und mancherlei Lust. Aber das alles ist doch nur der äußere Rahmen, in welchem das Bild unseres inneren Lebens eingefaßt ist. Der Mensch kann unmöglich mit der Umrahmung allein zufrieden sein. Er will ein Bild darin haben, ein schönes, wertvolles, herzerfreuendes Bild. Denn sein Innenleben, darin die höchsten Lebensgüter ruhen, Vertrauen und Liebe, Kraft und Trost, Mut und Entschlossenheit, kann, ohne Schaden zu nehmen, nicht immer im Staub der Erdenstraße dahinkriechen, sondern will aufwachen und emporstreben. Von dem, was die Erde bietet, wird die Seele nicht satt. Sie sucht höheres Gut. Die Seele sucht ihren Gott. Der bleibt ihr Ziel. Und sie entdeckt die Spuren Gottes mannigfach. Da steht er vor ihr, der Schöpfer Himmels und der Erde, der allmächtige Herr und Gebieter, der ernste, heilige Richter. Großer Gott! Aber wie wunderbar, die Seele sucht unruhig weiter. Denn über ihren Frohsinn fliegen wieder die Schatten dahin. Die werden erst dauernd verscheucht, wenn die Seele von Gottes Liebe einen Hauch verspürt. Ihr höchstes und letztes Ziel bleibt, daß sie den Vater findet. Das erst sammelt all ihre inneren Kräfte, verjagt die dunklen Wolken, läßt der Sonne helles Licht ihr scheinen. Das macht sie fähig, mit dem Leben fertig zu werden, gibt ihr Frieden, Stärke, Seligkeit. Das läßt sie ruhig schlafen, wie ein sorgloses Kind. Und läßt sie doch zugleich getrost und tapfer vorwärtsstürmen, um das Leben zu gewinnen, das große, unendliche.

Aber was hängt sich alles an unsere Seele, die so gern auffliegen möchte zu ihrem Vater, und hält sie bleischwer fest auf dieser Erde! Die rauhe Wirklichkeit lacht über ihren kühnen Glauben, spottet ihrer Glückseligkeit. Zweifel und Ängste wollen unserer Seele ihr leuchtendes Gottesbild verschleiern, verwischen, zertrümmern. Aber das bleibt wahr: die größten Momente, die tiefsten Erfahrungen, den reinsten Genuß hatten wir doch dann, wenn einmal die großen und guten und heiligen Augen unseres Gottes wie die eines Vaters in unser Herz wieder blickten, wenn wir aus innerster Seele frohlocken lernten: Unser Vater, der du bist im Himmel! Da siehe dein Ziel! Wann werde ich dahin

kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue, daß ich des Vaters Liebe ganz besitze! Das ist das Ziel. Für Jesus ist Himmelfahrt der ganz selbstverständliche Abschluß seiner Erdenlaufbahn. War er nicht immer gewandert mit dem Vater Hand in Hand? Der Himmel stand über ihm offen, und Gottes ewige Sonne überstrahlte ihn. Er hatte den Vater gefunden; das war sein Glück, das brachte ihn ans Kreuz, das gab ihm das Leben. Wo anders sollten wir ihn suchen als bei Gott, dem Vater! Ist das nicht auch dein Ziel?

Dann gehe den Weg zu ihm! Der ans Ziel kam, zeigt ihn dir. „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben." Als die Wahrheit und das Leben wird Christus uns der Weg zum Vater. Er war selbst die Wahrheit, — fühlst du das nicht? Wo war etwas Falsches, Unechtes, Gemachtes an ihm? Im Licht solcher Wahrheit m u ß t e seine Seele den Weg zum Vater als dem Quell ihres Daseins finden. Und Jesus das Leben! Keine Spur von Todesstarre, von Grabesnacht! Leben heißt wirken. Inneres Leben heißt von innen heraus wirken, heißt wirken mit der Kraft heiliger Liebe. Solch Leben in Liebe bahnte dem Meister den Weg zum Gott der Liebe, zum Herzen des Vaters. So hat Jesus sein Dasein verklärt in des Vaters Wahrheit und Leben.

Wollen wir seinen Weg nicht gehen? Können wir denn nicht wahr sein? Oft scheint es so. Jämmerlich. Herr Jesu, komm und heilige uns in deiner Wahrheit! Wir wollen ganz wir selber sein. Dann kann uns unser Gott, der uns so schuf, gebrauchen, dann sind wir auf dem Wege zum Himmel, zum Vater. Und laßt uns von Jesus das Leben, das Lieben lernen. Das wird ein Leben! Kannst du die Wonne fassen? Du spürst ahnungsvoll die Nähe deines Gottes, fühlst deutlich, wie der Vater sich zu seinem Kinde neigt, um es emporzuziehen in reines Licht. Siehe, da hast du den Weg zum Vater!

Willst du noch zögern, warten, schwanken? — — Wir gehen mit Christus zum Vater!

Charlottenburg. H a c h m e i s t e r.

Die gegenwärtige Krisis in der Missionsbewegung.

I.

Wir blicken auf ein Jahrhundert zurück, in welchem für die evangelische Heidenmission mehr geleistet worden ist, als in irgend einer früheren Zeit. Diese gewaltige evangelische Missionsbewegung ist das Werk und Verdienst des evangelischen orthodoxen Pietismus. Das muß offen anerkannt werden. Eine andere Frage ist, ob, so groß dies Werk auch ist, die Erfolge desselben nicht doch hätten viel größer sein können, wenn man bestimmte Fehler vermieden oder eher beseitigt hätte, welche dem Werke noch heute anhaften. Schon vor 40 Jahren haben sich ernstliche Stimmen erhoben, welche darauf aufmerksam gemacht haben, daß die evangelische Mission an Fehlern leide, welche ihre Wirkungskraft hinderten und notwendigerweise schließlich das Werk zum Stillstand bringen müßten. Ich erinnere an das Buch von Langhans „Pietismus und Christentum", 1864, und „Pietismus und äußere Mission", 1866, und an das Buch des Begründers des Protestantischen Missionsvereins D. Buß „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung", 1876. Während aber diese beiden Kritiker nicht aus dem orthodox-pietistischen Lager stammten, sind in neuerer Zeit auch in den Kreisen des orthodoxen Pietismus Kritiker der bisherigen Missionsmethode erstanden. Der Führer derselben ist der vorzügliche Missionskenner Pfarrer D. Grundemann mit seinen beiden Bänden „Missionsstudien und Kritiken", 1894 und 1898. Die Ausstellungen, welche von diesen Mahnern gemacht werden, beziehen sich nicht bloß auf die Arbeit der Mission draußen in der Heidenwelt, sondern auch auf die Arbeit für die Mission in der Heimat. Das Schicksal ist bisher bei allen Missionskritikern das gleiche gewesen. Man hat damals im wesentlichen ihre Kritik abgelehnt und ist die alten Wege weitergegangen. Und doch haben jene Männer recht gehabt. Die Änderungen, welche sie schon damals wünschten, werden jetzt zum Teil durch die Notlage der wirklichen Verhältnisse einfach erzwungen, zum Teil hat die Nichtbefolgung ihrer Ratschläge die Krisis herbeigeführt, vor welche sich jetzt die Missionsbewegung gestellt sieht. Die Missionsbewegung bildet mit ihren beiden Zweigen draußen und in der Heimat ein geistiges Gefüge. Die Beeinflussungen beider Teile gehen herüber und hinüber. Krankheiten des einen Teils führen notwendigerweise zu Schädigungen des anderen und somit des Ganzen. Die Krisis, welche jetzt vorliegt, weist hin auf Schäden an beiden Teilen. Aber schuld an der Krisis sind die Verhältnisse der heimischen Missionsarbeit, in der die Arbeit draußen wurzelt.

1. D r a u ß e n.

Fragen wir zunächst, welches die Krisis ist, vor welcher die Missionsarbeit draußen steht, so kann man das mit dem einen Wort ausdrücken: Es ist die Nationalitäts- und Rassenfrage. Es gibt geistige Bewegungen, die scheinbar ohne allen äußeren Zusammenhang zu gleicher Zeit die ganze Menschenwelt ergreifen. Das Ringen um die selbstständigen Rechte des eigenen Volkes, das wir in unserer Zeit in Europa beobachten, ist eine der markantesten Erscheinungen im gegenwärtigen Völkerleben der ganzen Welt. Wir wollen dies Ringen nicht tadeln. In dem Nationalitätsstreben liegt ganz gewiß eine Kraft zu großem Aufschwung. Japan dankt sein Aufblühen dem Nationalehrgeiz, zu den westlichen Kulturvölkern emporzusteigen und eine Rolle zu spielen in Gleichberechtigung mit ihnen. In China erwacht das schon immer stark ausgeprägte Nationalgefühl gleichfalls zu neuer Energie, und beide Völker wollen nicht etwa ihre Eigenart gegen unsere eintauschen, sondern auf Grund unserer Kulturgüter ihre Eigenart zu nie gesehener Höhe erheben.

Ein anderes Gesicht nimmt diese Frage dort an, wo es sich nicht um selbständige Völker handelt, sondern um solche, die von den Westmächten unterworfen sind, z. B. Indien. Hier verschärft sich der friedliche Kulturwettstreit zu einem erbitterten Kampf um das Recht um das eigene Land und die Selbstbestimmung. Die schärfste Ausprägung erfährt aber dies Problem dort, wo sich zwei Rassen gegenüberstehen, welche keiner Gleichstellung fähig scheinen, ja deren Verbindung ein Unglück bedeuten würde, und von denen doch die eine auftritt mit dem Anspruch des Herrschaftsrechts über die andere, das ist der Kampf der schwarzen und weißen Rasse, besonders in Afrika. Der Gegensatz, welcher in Nordamerika zwischen schwarz und weiß besteht, ist bekannt, weniger beachtet sind die wichtigeren Erscheinungen in Afrika. Während nämlich in Nordamerika die Schwarzen eingegliedert sind in den Organismus des mächtigen Staates der weißen Rasse, ist die Herrschaft der Weißen in Afrika keineswegs so gefestigt, und die geringe Zahl der Weißen gibt der schwarzen Rasse den Mut, an die baldige Verwirklichung der Hoffnung zu denken, daß unter schwarzer Herrschaft Afrika nach Vertreibung der Weißen wieder den Eingeborenen gehören werde. Die Gegensätze in Afrika, unter denen auch w i r im Hereroaufstand gelitten haben, sind nicht beseitigt, sondern im Wachsen begriffen. Aus dieser Nationalitäts- und Rassenfrage ersteht der Mission eine große Schwierigkeit.

Schon in Japan wird es dem Christentum von den nationalen Kreisen als ein Mangel ausgelegt, daß es nicht national, sondern international sei. Aus diesem Grunde

scheinen sich dort die national gerichteten alten Religionen mehr zu empfehlen, da an der Anerkennung des japanischen Kaisers als eines Sprößlings der Götter auch heute noch selbst von Professoren nicht gerüttelt werden darf. Ähnlich wird in China das Christentum deshalb vom Staat abgelehnt, weil es im Gegensatz steht zu dem Konfuzianismus, der die Grundlage des gesamten Staats- und Volkslebens bildet. Ja, man hält sogar die Moral des Christentums z. B. in bezug auf das 4. Gebot und die Stellung der Frau für sittlich lax und minderwertig, eben weil sie darin dem Konfuzianismus widerspricht, der als das nationale Religions- und Sittensystem gilt, das man auch bei dem Anbruch der neuen Zeit nicht beseitigen, sondern im Gegenteil fester im Volksleben gründen will. In Indien, wo schon seit 1884 ein Nationalkongreß besteht, der die Befreiung des Landes von fremder Herrschaft erstreben will, sucht man durch stärkere Pflege der alten Religionen sich zu besinnen auf die Kraftquelle nationaler Eigenart, und hält das Christentum, als die Religion der Bedrücker, für ein fremdes auszuscheidendes Element. So hat denn auch faktisch diese Freiheitsbewegung in manchen Gegenden ein auffälliges Zurückgehen in der Frequenz der Missionsschulen zur Folge gehabt.

Zum schärfsten Ausbruch ist dieser Gegensatz in Afrika gekommen, wo man einerseits ebenfalls das Christentum ausscheiden möchte, andererseits aber wegen der schon zahlreichen Christengemeinden dasselbe benutzt, um in einer national-christlichen Bewegung der Schwarzen, dem Äthiopismus, alle Kräfte gegen die Weißen mobil zu machen. Unterstützt durch die schwarzen Christen in Nordamerika, haben zwei Afrikaner, Mokone und Dwane, die äthiopische Bewegung in die Christengemeinden Südafrikas hineingetragen, und sogar ein deutscher Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, mit Namen Winter, hat sie darin unterstützt. Sie wiegeln die schwarzen Christen gegen die weißen Missionare auf, und gründen selbständige schwarze Gemeinden unter der Leitung schwarzer Prediger. Schon im Jahre 1901 handelte es sich in Südafrika um 10.000 Mitglieder dieser schwarzen selbständigen Kirche, welche über 70 Kirchen und 60 eingeborene Pastoren verfügte. Und wenn auch religiöse Ausartungen dieser Bewegung stark in Erscheinung treten, und man infolgedessen ihren baldigen Ruin prophezeit hat, so scheint doch dieser Schluß verfrüht, da das Hauptmotiv dieser Bewegung gar nicht auf christlichem, sondern auf nationalem Boden liegt, und weil es sich um eine durch ganz Afrika immer mehr um sich greifende Rassenbewegung handelt.

Es könnte für die gesamte Mission eine verhältnismäßig leichte Aufgabe sein, dieser Frage gegenüber die rechte Stellung einzunehmen in Japan und China. Denn hier treten die Missionare nicht auf als Mitglieder von Völkern, welche Japan und China unterjochen wollen. Sie treten auch nicht Völkern gegenüber, welcher ihrer Art nach minderwertig wären oder der Kultur entbehren. Es wirken hier die Rassenunterschiede auch nicht als feindliche Rassengegensätze, sondern es ist in der Hauptsache das stark entwickelte Nationalgefühl, auf das die Missionare Rücksicht nehmen müssen.

Sie dürfen gewiß persönlich ihr eigenes Nationalgefühl bewahren, ja die Apostel gerade ihrer national bestimmten Kultur sein, aber auf dem spezifisch sittlich-religiösen, dem eigentlichen Missionsgebiet, muß alle nationale, ja westländische Art zurücktreten. Es ist darin viel von der Mission gefehlt worden, daß sie abendländische Dogmatik, Kultusformen, Kirchenbegriffe, Katechismen usw. den fremden Kulturvölkern hat aufzwingen wollen. Und noch heute ist dieser Schaden nicht geheilt. Daher stammt ein großer Teil des gegen die Mission gerichteten Hasses, den man so gern lediglich als Feindschaft gegen das Christentum bezeichnet.

Es ist die falsche Missionsmethode, die dem Nationalitätsringen nicht genügend Rechnung trägt. Der Protestantische Missionsverein ist die einzige Missionsgesellschaft, die sich von Anfang an auf den rechten, den Nationalitätsstolz achtenden Standpunkt gestellt hat. Dazu aber war eine Reduzierung der national-deutschen Ausprägung des Christentums auf die allereinfachsten Formen notwendig. Gerade diese Reduzierung aber hat dem Protestantischen Missionsverein seit seiner Gründung den Vorwurf falschen Entgegenkommens gegen das Heidentum zugezogen. Unter diesem Vorwurf leidet er heute noch, trotzdem jetzt auch auf orthodoxer Seite sich Erkenntnisse zeigen, die hoffen lassen, daß die gesamte evangelische Mission die rechte Stellung zu diesem Nationalitätsproblem der Kulturvölker finden wird. Davon wird weiter unten die Rede sein.

Auch in Indien ist die Lage nicht übermäßig schwierig, da auch Indien zu den Kulturländern gehört, und wenn auch nicht jetzt, so doch später den Westmächten ebenbürtig an die Seite treten wird. In Afrika aber treten die Weißen mit dem Anspruch auf, die bleibende Herrschaft über die Schwarzen behalten zu wollen. Hier behaupten die Weißen sogar, einer Rasse gegenüberzustehen, welche gleicher Kultur und gleicher Menschenrechte mit den Weißen überhaupt nicht fähig ist. Ja, viele Kolonialkreise erklären ausdrücklich, daß die evangelische Mission ein Verderben für Afrika sei, weil sie die Schwarzen zu Christen in unserem Sinn machen wolle, was sie niemals werden könnten. Diese Anschauungen haben jüngst einen prägnanten Ausdruck gefunden in dem Buch Dr. Rohrbachs „Deutsche Kolonialwirtschaft, Missions- und Rassefragen", 1909. Die Vertreter dieser Meinung, die von dem Dogma des gottgeordneten bleibenden Herrschaftsanspruchs der Weißen über die Schwarzen ausgehen, meinen, daß das Christentum die Schwarzen wohl vom Aberglauben befreien und in gewisser Weise sittlich heben könne, daß aber das höchste Gut des Christentums, die freie in Gott gegründete Persönlichkeit, den Schwarzen wegen ihrer Sinnlichkeit und des Fehlens aller für die Entwicklung sittlich-freier Persönlichkeiten nötigen Erfordernisse unerreichbar sei, diese daher nur Schutzbefohlene des Christentums werden könnten, für die es kein Evangelium gäbe, sondern nur Gesetz, nicht Freiheit, sondern nur Subordination, Gehorsam und Dienst. Gewiß wird dieser Meinung von seiten der evangelischen Mission energisch widersprochen, indem sich dieselbe dahin erklärt, daß die Schwarzen nicht überhaupt das christliche Ideal nicht erreichen könnten, sondern daß sie es *nur jetzt noch nicht* erreichen könnten. Aber das oft unverantwortliche Verhalten der Weißen den Schwarzen gegenüber (man denke an den Kongostaat) und auch die sicher noch nötige Herren-Stellung der weißen Missionare ihren schwarzen Christen gegenüber ist nicht danach angetan, die tiefe Kluft zu überbrücken, welche die beiden Rassen trennt, und die durch dies Verhalten erzeugte Erbitterung, welche gegen die Weißen überhaupt herrscht, die doch das Christentum darstellen, hält die Schwarzen in der Meinung, daß sie trotz der Missionare und des Christentums in den Augen aller Weißen niemals gleichberechtigt sein werden.

Die evangelische Mission hat diesem Problem gegenüber bisher noch keine Stellung gefunden, welche eine klare Richtlinie darstellte für die Zukunft. Denn es ist wenig damit erreicht, daß man die Selbständigkeitsbewegung der Schwarzen als verfrüht beklagt, daß man den Äthiopismus zu hindern sucht, daß man die Herrschaft der Weißen gerade im Interesse der Schwarzen für heilsam erklärt und die schwarzen Christen fester noch als bisher um die weißen Prediger zu sammeln bestrebt ist. Alle diese Versuche werden ungeheuer erschwert, wenn nicht vereitelt, durch die gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzungen, welche sich in Afrika

vollziehen. Das alte Idyll der um die Missionsstation angesiedelten friedlich dem Ackerbau lebenden Christengemeinden gehört in vielen Gegenden Afrikas der Vergangenheit an. Die Diamantfelder, die Goldminen, die Industrie, das Fluktuieren der Bevölkerung infolge der Bahnbauten und des Anwachsens großer Städte macht die Arbeit der evangelischen Mission immer schwieriger, verbindet aber bis dahin fremdartige und getrennte schwarze Stämme und gibt den Schwarzen immer mehr das Solidaritätsgefühl gegenüber den weißen Herren. Aber die Mission würde diesem Problem gegenüber die rechte Stellung sicher leicht finden können, wenn nicht ein neues Moment die ganze Sachlage zuungunsten der Mission verschärfte.

Am allerschlimmsten ist nämlich eine Konkurrenz, welche von der evangelischen Mission leider lange Zeit gering geachtet ist, das ist der Islam. Während man in Europa über die Ohnmacht der Türkei, der europäischen politischen Repräsentantin des Islam, nicht genug spotten konnte, hat sich im Islam eine religiöse Reformation vollzogen (Wahabitische Bewegung), welche, etwa seit dem Jahre 1830 in aller Stille von Arabien ausgehend, nicht bloß das ganze b i s h e r i g e Gebiet des Islams neu zu beleben versucht hat, sondern sich auch konzentriert hat zu starken religiösen Bruderschaften, welche, von glühender religiöser Begeisterung erfüllt und mit tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, geradezu als Missionsorden den Islam hinausgetragen haben nicht bloß nach den indischen Inseln, sondern auch durch ganz Afrika. Diese islamische Mission wird nicht nur oder auch nur in der Hauptsache getrieben von Berufsmissionaren, welche durch Schulmission und literarische Mission arbeiten, sondern alle Muhammedaner, Araber und Inder, welche als Händler usw. durch Afrika ihre Wege gefunden haben, sind mit Freudigkeit und mit Bewußtsein Missionare ihrer Religion. Heute wird von der evangelischen Mission offen zugestanden, daß diese islamische Mission in Ost- und Westafrika stärkere Fortschritte macht, als die christliche. Mit feiner Berechnung setzt sich der Islam in den Hauptverkehrsplätzen und längs der neuen Bahnlinien fest in der Gewißheit, daß von diesen Zentren die islamische Propaganda schließlich auch das Hinterland überwinden werde. Die evangelische Mission hat fraglos diesen Gesichtspunkt, den die altchristliche Mission befolgt hat, nicht genug beachtet.

Der Islam ist nun aber dem Christentum gegenüber bei den Schwarzen schon dadurch im Vorteil*), daß sämtliche Muhammedaner, im Unterschied von den vielen weißen Namenchristen, eifrige Gläubige sind, daß der Fatalismus des Islam die Trägheit der Neger zu rechtfertigen scheint, daß die islamische Moral menschlicher ist, als die christliche, indem sie z. B. viele Laster nicht ausrottet, sondern regelt. Der Islam ist ferner dadurch im Vorteil, daß er keine umständliche Kultur mit sich bringt, sondern den Naturzustand der Neger nicht stört, daß sein Religionssystem viel einfacher ist, als das orthodoxe Christentum, und daß der Aberglaube durch den Islam nicht ausgerottet wird, sondern beibehalten werden kann, schließlich, daß der Kultus anziehender ist für jene Naturvölker und die glühende Eschatologie dem sinnlichen Sehnen der Neger entgegenkommt. Das ausschlaggebende aber zugunsten des Islams ist dies, d a ß d e r I s l a m t a t s ä c h l i c h d e n R a s s e n g e g e n s a t z ü b e r w i n d e t. Denn während jeder Europäer, auch wenn er Christ ist, den schwarzen Christen niemals als gleichberechtigt, als Bruder, anerkennt, viele es sogar als unangenehm empfinden, daß die Schwarzen die gleiche Religion mit ihnen haben, sind alle Islamgläubigen faktisch unter einander Brüder, kein Araber und Inder stößt sich daran, daß der Vorbeter einer Moschee ein Schwarzer ist, jeder Araber erkennt die Kinder seiner schwarzen Frau als legitim an; kein Wunder, daß die Schwarzen dieser Religion in Scharen zufallen.

*) cf. Meinhof, Mission und Islam in Ostafrika, Ev. Miss.-Mag. 1908, I.

Ganz ähnlich wie in Afrika ist auf Borneo, Sumatra, Nias und teilweise Indien der Islam der eigentliche Feind des Christentums. Und doch bleiben wir dabei, daß schließlich den Schwarzen der Islam das Christentum nicht ersetzen kann, daß es ein Unglück wäre für die Schwarzen selbst, wenn sie wirklich alle dem Islam anheimfielen, und daß es auch weiter Aufgabe der evangelischen Mission bleibt, das Kreuz zum Zeichen Afrikas zu machen.

Soll aber das Christentum siegen, dann handelt es sich bei dem schnellen Fortschritt des Islam tatsächlich für die Mission in Zukunft nicht in der Hauptsache darum, die Naturreligion der Schwarzen durch das Christentum zu ersetzen, sondern darum, den Islam zu überwinden, der im Begriff ist, alle bisherigen Siege der Mission zu vereiteln. Daß die Mission bisher am Islam vorübergegangen ist, um die noch nicht von demselben erreichten Schwarzen für das Christentum zu gewinnen, anstatt den Islam selbst zu bekämpfen, rächt sich nun bitter. Freilich hat man jetzt die Aufgabe erkannt, aber ob man sie in nächster Zeit auch nur in Angriff nehmen kann, erscheint sehr fraglich. Denn die evangelische Mission ist in ihrer Hauptsache bisher gar nicht darauf eingerichtet, den Kampf mit dem Islam aufnehmen zu können. Die Ausbildung der Missionare mag ausgezeichnet sein für das Wirken unter Naturvölkern oder den untersten Klassen der Völker Ostasiens, mag ausgezeichnet sein zur Bekämpfung der tiefstehenden Volksreligionen des Heidentums. Aber zur Bekämpfung des Islams gehören ganz andere Kenntnis des Islam und ganz andere Waffen. Gerade jetzt ist die Deutsche Orientmission in Potsdam im Begriff, ein mohammedanisches Seminar einzurichten. Dort kann vielleicht wenigstens für die Bekämpfung des Islam eine wertvolle Bildungsstätte entstehen.

Damit kommen wir zu dem Problem, welches eben durch die Rassenfrage und das Eingreifen des Islam in dieselbe aufgerollt ist: Die gesamte Mission sieht sich mit einemmal vor die Notwendigkeit gestellt, selbst in Afrika den Entscheidungskampf aufzunehmen mit hochstehenden Religionssystemen, zu deren Bekämpfung und Überwindung die bisherige Missionsmethode absolut unzureichend ist.

Es ist noch nicht zu lange her, da meinte man, auch in Japan und China auskommen zu können mit der Missionsart, welche in der Rettung möglichst vieler Seelen ihre Hauptaufgabe sah. Man nahm diese Seelen, wo man sie bekam und freute sich des Zustroms aus den untersten Klassen, übersah vielfach die sozialen Einschläge und eigennützigen Motive, welche zu diesen Übertritten führten, und glaubte durch dieses Abbröckeln möglichst vieler Seelen vom Heidentum genug zu tun, glaubte allmählich alle Glieder der heidnischen Religionen so zu gewinnen und vorübergehen zu können an den Systemen, welche diesen Volksreligionen zugrunde lagen. Das ist gerade so, als wollte man das Christentum dadurch überwinden, daß man die Landgemeinden Spaniens oder Polens zu einer fremden Religion herüberzöge. Das würde den Bestand, geschweige den Wert des Christentums nicht im geringsten zweifelhaft machen. Man hat dabei übersehen, daß auch die altchristliche Mission erst dann die griechisch-römische Welt gewonnen hat, als Männer, wie Justin und Origines, dem Evangelium den Weg bahnten in die geistig-führenden Kreise und nicht die Volksreligion, sondern die antike Religionsphilosophie vom Christentum überwunden resp. in den Dienst des Christentums gestellt wurde. Daher erklärt sich der bisherige geringe Erfolg der Mission in China und Indien, wo die führenden geistigen Kreise und

das, was wirklich die Religionen jener Länder darstellt, nämlich die religiös relativ doch wertvollen und geistig hochentwickelten und theologisch und philosophisch fein ausgestalteten Religions s y s t e m e von dem Evangelium überhaupt noch nicht erschüttert worden sind. Das liegt nicht an einer Überlegenheit der dortigen Religionssysteme, sondern an einer verkehrten Art der Mission, die die Hoheit und Herrlichkeit des Christentums gar nicht rein zum Ausdruck bringt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß vor allem in Japan und China auch die orthodoxe Mission faktisch ihre Prinzipien schon jetzt ein wenig verschoben hat und von der direkten Missionsmethode in Einzelbekehrung und Sammlung der Bekehrten übergegangen ist zur indirekten Missionsmethode, welche die Durchdringung des Volksganzen mit den geistigen Gütern und Idealen des Christentums für wichtiger hält, als die Gewinnung kleiner Häuflein Christen. So treten besonders jetzt in China die literarische Mission sowie die ärztliche und Schulmission stark in den Vordergrund, ja, selbst technische Hochschulen sieht man als Missionsanstalten an. Der Wert dieser indirekten Missionsarbeit in ärztlicher und Schulmission besteht darin, daß durch sie neben der wissenschaftlichen literarischen Mission, die theoretisch den höheren Wert des Christentums beweist, der praktische Beweis erbracht wird, daß das Christentum tatsächlich höhere Lebenswerte schafft als die anderen Religionen. Das faktische Übergehen auch der orthodoxen Mission zu dieser Arbeitsart ist sehr erfreulich. Eigentümlich berührt nur dabei nur, daß man trotz alledem offiziell daran festhält*), daß die Seelenrettung durch Einzelbekehrung die Hauptsache sei. Mit der von denselben Missionen eingeschlagenen Praxis will diese Betonung nicht ganz stimmen.

Es mag zugegeben werden, daß man Einzelbekehrung und Volksevangelisation zu gleicher Zeit erstreben kann, wie das Prof. Warneck will. Doch sollten die von D. Grundemann an den Missionsgemeinden Indiens gemachten Beobachtungen doch endlich dazu führen, zuzugestehen, daß diese Einzelbekehrung bis jetzt wenig glänzende Siege des Christentums errungen hat. D. Grundemann steht nicht allein mit seiner Behauptung, daß viele sogenannte Bekehrungen gar nicht erlebt, sondern dem den Heiden gepredigten christlichen Bekehrungsschema nur nachempfunden seien. Hinzu kommt, daß religiöse Erregungen in den südlichen Ländern sogar in ekstatischer Form sehr leicht zu erreichen, aber von sehr geringem Wert sind. Und schließlich, daß, wie Grundemann sagt, in der geförderten Frömmigkeit einzelner Heidenchristen sich deutlich Nachwirkungen aufweisen lassen der religiösen Richtung, welche jene schon in ihrer väterlichen Religion eingeschlagen hatten. Das Resultat der Einzelbekehrungsmethode ist bis jetzt sicher nicht die Gewinnung großer, spezifisch gläubiger Gemeinden, sondern die Sammlung von Menschen, welche die mancherlei üblen Folgen eines Übertritts auf sich genommen haben (wobei allerdings oft auch der soziale Gewinn stärker war als der Verlust), die aber in religiöser und sittlicher Beziehung im allgemeinen nicht allzu hoch über dem Durchschnitt ihrer Volksgenossen stehen und die auf diesem Niveau nur bleiben, so lange der enge Zusammenhang mit dem weißen Missionar dauert.

Man mag aber immerhin auf diesem Wege Scharen von leidlich guten Christen sammeln, diese Missionsmethode führt, wie auch Prof. Meinhof erklärt, nicht zu einer Überwindung solcher Religionen, wie sie z. B. Islam, Buddhismus und Konfuzianismus darstellen. Denn diese Religionen haben nicht in der volkstümlichen Frömmigkeitserscheinung ihre Kraft, da diese Volksreligion vielmehr Entartungen jener Religionen darstellen. Ihre Kraft liegt in den feinen, geistig durchgearbeiteten Systemen.

Eigenartig berührt der von dem genannten D. Grundemann vorgeschlagene Weg zur Reform der Missionsmethode. Er geht aus von dem μαθητεύειν des Missionsbefehls Matth. 28, übersetzt es mit „Einschulen" und deutet den Sinn jenes Befehls so, daß nach kurzem Taufunterricht, ohne die Forderung innerer religiöser Erlebnisse die Heiden in Gemeinden gesammelt, in das Christentum eingeschult werden sollen, um dann in den Gemeinden zur Höhe wirklichen Christentums emporerzogen zu werden.

Mit dieser neuen Methode würde wenig erreicht werden. Sie erinnert sehr an die Missionsart der Katholiken. Auch werden die Religionssysteme der anderen Religionen durch sie gar nicht berührt, geschweige denn überwunden. Andererseits würde sie ein ganz bedenkliches Namenchristentum zur Folge haben, das faktisch Heidentum wäre und das dem durch die bisherige Arbeitsart erreichten Durchschnittschristentum gegenüber keinen Fortschritt darstellen würde.

Diese hochstehenden Religionssysteme können nur überwunden werden durch gründlich wissenschaftliche Missionsmethode, unterstützt durch indirekte Missionsarbeit. Und sie können nur überwunden werden, wenn man nun eben auch als Christentum nicht das vertritt, was sich als katholische Volksreligion oder als evangelisch-orthodoxer Bibelglaube herausgebildet hat, sondern wenn man als Christentum vertritt die schlichten Grundwahrheiten des Evangeliums, welche wirklich für alle Menschen verständlich und für alle Menschen wertvoll sind. Selbst wenn man auf orthodoxer Seite jetzt auf wissenschaftlicher Grundlage den Kampf gegen jene geistigen Religionen aufnimmt, wird man nichts ausrichten, wenn man sich nicht entschließt, das Christentum herauszuschälen aus den Schlacken und Formen, welche sich an dasselbe im Abendland angesetzt haben. Denn Kosmogonien, heil. Schriften, Dogmen, Wunder, Kultusformen schöner Art haben jene Religionen auch und es sind solche, die dem Wesen jener Völker entwachsen sind. Eine Ahnung davon, daß dies nötig sei, haben auch die orthodox-pietistischen Missionen bekommen. So hat man sich in den Vorbereitungsverhandlungen der im Juni stattfindenden Welt-Missions-Konferenz in Edinburg darauf besonnen und ausdrücklich ausgesprochen, daß die Botschaft des Evangeliums von allen abendländischen Kult- und Lehrbegriffen losgelöst werden müsse. Als den Kern, der das Wesen des Christentums darstellt, hat man hier bezeichnet die Botschaft von dem Tod des Gottessohnes für die Sünder. Dieser Ausdruck kann ja rein religiös gefaßt werden. Es ist aber wahrscheinlich, daß auch dieser Ausdruck im Sinne derer, die ihn gebrauchen, noch eine ganze Dogmatik enthält. Viele Missionare haben, so wird dort gesagt, bestätigt, daß den Heiden nicht anfangs die Predigt vom Kreuz und der Ruf zur Buße zu Herzen geht, sondern die Predigt von dem einen allmächtigen Gotte und von der am Kreuze Jesu offenbarten Liebe dieses Gottes (cf. J. Warneck, A. M.-Z. 1910, I). Es ist doch die Frage, ob man nicht den tiefsten Inhalt des Evangeliums noch vereinfachen muß und kann. Interessant ist, daß der einzige orthodox-pietistische deutsche Missionar in Japan, Gundert, der als Gegengewicht gegen die Missionare des Protestantischen Missionsvereins dorthin gesandt worden ist, ausgesprochen hat, daß der Missionar nichts weiter den Heiden bringen s o l l e und nichts Wertvolles sonst den Heiden bringen k ö n n e als die Botschaft von der Liebe Gottes zu uns und der daraus erwachsenden Liebe der Menschen untereinander. Dies ist, nebenbei gesagt, das, was der Protestantische Missionsverein von Anfang an gewollt und wie er gewirkt hat. Dieses offene, allerdings nicht unwidersprochen gebliebene Bekenntnis Gunderts erscheint hoch bedeutsam und

*) Publikation der Schanghaier Hundertjahr-Missionskonferenz 1908.

sollte die Richtlinie abgeben für die ganze zukünftige Arbeit der evangelischen Mission. Diese Botschaft umfaßt das, wodurch das Christentum allen andern Religionen überlegen ist und bringt ihnen das Christentum in der Form, die jedem Volkstum assimilierbar ist. Diese Botschaft müßte als die höchste Vollendung des ethischen Monotheismus und als tiefste Befriedigung alles menschlichen Wesens jenen Völkern erwiesen werden. Die Frage ist nur, ob sich die ganze evangelische Mission dazu entschließen kann, auf alles dogmatische, kirchliche und konfessionelle Beiwerk wirklich zu verzichten und von diesem Fundament aus den Entscheidungskampf gegen die andern Religionen zu führen.

Wenn man den Entschluß fassen könnte, die Sammlung der Gemeinden vorläufig als Nebensache zu betrachten, und die wissenschaftliche Missionsarbeit, unterstützt von der indirekten Missionsmethode als die Hauptsache anzusehen, so würde ja der Christianisierungsprozeß sich auf ganz anderem Wege vollziehen als bisher in den meisten Missionsgebieten. Er würde sich auf allen Missionsgebieten so vollziehen wie in Japan dank der Tätigkeit des Protestantischen Missionsvereins. Selbst D. Warneck gibt jetzt zu*), daß der Erfolg des kleinen Protestantischen Missionsvereins in Japan ein sehr großer ist, und daß dieser Verein der Mission in Japan im wesentlichen die Leitung und Richtung gegeben hat. Trotz riesiger, in der Hauptsache die Einzelbekehrung betreibender angelsächsischer Missionen, die infolge der Wirksamkeit des Protestantischen Missionsvereins ihre Arbeitsart auch schon geändert haben, ist dort die Zahl der Bekehrten gering, der Christianisierungsprozeß aber ist weiter fortgeschritten, als in irgend einem anderen Lande, trotzdem Japan eins der jüngsten Missionsgebiete ist, und trotzdem die modernen kulturellen Kreise längst nicht mehr der Meinung sind, daß zur Annahme der modernen Kultur auch die Annahme des Christentums gehöre. Der Christianisierungsprozeß vollzieht sich dort so, daß die heidnischen Religionen sich infolge der Missionsarbeit der Christen zunächst auf das eigentliche edle Wesen ihres Systems besonnen und sich reformiert haben. Dabei nahmen sie ganz unvermerkt die tiefsten christlichen Wahrheiten in sich auf und wurden faktisch teilweise christlich. Ja, es hat sich jetzt eine neue Religion dort gebildet, Tenrikio (Lehre von der himmlischen Vernunft), die in kurzer Zeit 7 Millionen Anhänger gewonnen hat, welche faktisch das predigt, was man als das Wesen des Christentums bezeichnen muß. Gewiß ist dies nicht der Abschluß der Entwicklung, aber das bisher Erreichte rechtfertigt zu der Hoffnung, daß dieser Christianisierungsprozeß, der die heidnischen Religionen von innen heraus umwandelt, zu dem abschließenden Stadium führen wird, daß die Kraft der schon aufgenommenen christlichen Wahrheiten stark genug ist, bald die heidnischen Schlacken abzustoßen, welche diesen Mischreligionen noch anhaften.

Fassen wir zusammen: Das Problem, welches die Missionsbewegung draußen vor die jetzige Krisis gestellt hat, ist das Nationalitäts- und Rassenproblem. Die evangelische Mission wird nur imstande sein, dies Problem zu überwinden, wenn sie mit Bewußtsein den Kampf aufnimmt mit den führenden geistigen Religionssystemen. Dieser Kampf ist nur durchführbar auf Grund gründlicher wissenschaftlicher Methode, und wenn die Mission das Christentum vertritt in seinen ewig bleibenden, allgemein wertvollen, schlichten Wahrheiten. In dieser einfachen Gestalt ist das Christentum den fremden Religionen überlegen und in dieser Gestalt ist es fähig, in jedem Volk die Formen anzunehmen, welche seiner Nationalität entsprechen.

*) cf. Abriß der evang. Missionsgeschichte, 9. Aufl. 1910.

So arbeitet, wie bekannt, schon seit 25 Jahren der geächtete Protestantische Missionsverein.

Doktor Else Helmersfeld*).

„Für Frauenehr' und hohe Tugend"
(„Tannhäuser.")

Ist ein artig Büchlein, das uns Lilli Wielandt mit ihrem Schauspiel obigen Titels geschenkt hat. Erschienen ist's zwar schon im Herbst 1908. Allein sollen gute Schriften nur so lang des Lobes wert sein, als sie die Binde „Soeben erschienen" umschlingt? Ganz gewiß nicht. Ich habe absichtlich mit der Besprechung gewartet, bis das Werk schon nicht mehr in den Schaufenstern unserer Buchläden hängt, vielleicht macht es dann um so mehr seinen Weg zum Büchertisch unserer verehrten Leserinnen und Leser. Daß unser Protestantenblatt von beiden gelesen wird, darf ich ja wohl annehmen und wünschen. Und so möchte ich diesen Wunsch spezialisieren gerade auch auf das vorliegende Schauspiel.

Lilli Wielandt behandelt ein wichtiges Problem. Ich darf's mit ihren eigenen Worten bezw. mit den Worten ihrer „Heldin" andeuten: „Es kann furchtbar werden, Weib zu sein!" — Furchtbar für Doktor Else Helmersfeld im Stück und ihre Abbilder im Leben. Furchtbar für alle die Mädchen, die aufgewachsen in einer von veralteten und traditionellen Anschauungen geschwängerten Luft, wo Name, Stand und — des Vaters Millionen alles bedeuten und bewirken sollen, das Kind selber nur Gehorsam schuldet und jede selbständige oder gar berufliche Neigung, jede wirkliche Arbeit in des Wortes ethischer Bedeutung als revolutionäre, „sozialdemokratische" Gesinnung verabscheut wird. Wo da ein strebsames Menschenkind aufwächst, kann der Konflikt in der Tat furchtbar werden.

Else Helmersfeld ist wirklich eine Heldin. Sie hat mit festem Willen ihr Sehnen, Medizin studieren zu dürfen, gegen die größten Schwierigkeiten durchgesetzt. Im Haus, wohin nach Meinung ihres Vaters, des Kommerzienrats, die Frau hingehört, ist sie geblieben, aber nur um dem Versprechen an ihre verstorbene Mutter treu zu bleiben und für die Geschwister zu sorgen. Denen zu Liebe hat sie alle Demütigungen ertragen. Und nun hat sie das Ziel erreicht und ist Fräulein Doktor. Aber gleichzeitig tritt auch ein neuer Konflikt in ihr Leben, die Liebe zum Beruf und die Liebe zum Hausarzt ihrer Stiefmutter, Dr. Neudeck. Dieser liebt sie schon lange, ein langer schwerer Kampf ist es aber, bis sie sich mit ihm „auf Lebensdauer assoziiert". Noch am Morgen ihrer Verlobung muß sie dabei das Schwere erleben, ihr Glück und das ihres Bräutigams erstehen zu sehen auf dem Grabe der Hoffnung ihres und ihres Bräutigams langjährigen Freundes, des Pfarrers Silpner. An dessen geistiger Umnachtung, die infolge väterlicherseits überkommener Vererbung jetzt zum Ausbruch kommt, wo der Pfarrer und Freund auf sein ersehntes Glück so jäh verzichtet und nicht genug damit, auch noch so plötzlich ans Sterbelager seiner Mutter gerufen wird, an alledem fühlt sich, ohne es gewollt zu haben, das junge Paar schuldig. Sie wollen miteinander versuchen, es gut zu machen. Miteinander — und darin liegt das Versöhnende in dieser Tragik.

Das ist in knappen Strichen die Handlung. Aber die Handlung ist nicht das einzige. Und darin weist sich unser Schauspiel als charakteristisch „modern" aus. Es kommt auch nicht minder auf die Zeichnung und bestimmte Gestaltung der Personen — auch der Nebenpersonen — an. Wenn das Stück einmal eine Aufführung erleben sollte —

*) Doktor Else Helmersfeld, Schauspiel in vier Aufzügen von Lilli Wielandt. Verlag von J. H. Heitz (Heitz und Mündel) Straßburg 1908.

ich möchte das allen Ernstes von Herzen wünschen — dann haben alle Darsteller „schwere" Rollen. Else Helmersfeld nicht zuletzt. Ein etwas „vorurteilsloser" Prinz spricht das ihr gegenüber sehr fein folgendermaßen aus: „Ich konnte mir nur zwei Verkörperungen des Frauenstudiums vorstellen. Eine alte, vergrämte, misanthropische und eine junge, eingebildete, burschikose Figur. . . . Einen Zug finde ich an Ihnen, der mir immer zu der einen, zu der ernsteren Gestalt gehörte." Auf Elsens Frage: „Und welcher wäre das?" antwortet der Prinz: „Der tragische. Ihr Blick ist mir bekannt. So dachte ich mir immer die Augen der Frau, die nach langen Kämpfen erst an ihr Ziel gekommen ist. Es liegt wohl das Gefühl darin: also soviel Mühe hat es gekostet, bis ich ans Ende gelangt bin." Else erwidert sinnend: „So, also tragisch. Ja, es wird wohl so sein. Ich habe auch meine Kämpfe hinter mir. Und der andere Teil Tragik mag in der Gegenwart liegen." — Also das Tragische ist bei Else das Typische bis zum Schluß. Wie sticht sie ab gegen ihre Kollegin, das Mannweib, die russische Studentin der Medizin, Sonja Pawloska! Wie weiblich ist sie geblieben ihren Geschwistern, ja auch ihren Eltern gegenüber und erst recht gegenüber ihrem späteren Verlobten Dr. Neudeck! In ihr ist wirklich die Verbindung hergestellt, sind die Gegensätze harmonisiert, die im Laufe des Stückes Pfarrer Silpner so kennzeichnet: „Unsere Frauen sind das Produkt zweier Einflüsse: einer Erziehung nach unhaltbaren, veralteten Grundsätzen und des wirklichen Lebens mit seinen neuen Anforderungen." Aber während das Resultat nach des Pfarrers sehr richtigem Urteil „zumeist eine ohnmächtige Frau" ist, „die wohl weiß, was sie will, den Willen aber nicht in die Tat umsetzen kann, weil sie nicht gelernt hat, sich selbst zu helfen," ist in Else Helmersfeld eine andere Art lebendig geworden, die sich durch eiserne Energie, aber doch wieder in edler, echt weiblicher Rücksichtnahme dennoch ans Ziel kämpft. So wirkt Else Helmersfeld als guter Geist im Haus und außerhalb desselben.

Gleicherweise sympathisch sind Dr. Neudeck und Pfarrer Silpner, die beiden Jugendfreunde, gezeichnet. Der Arzt, „äußerst beliebt", „ein ganz prächtiger Mensch", „immer der treue Freund" mit den „treuen, klugen Augen" und dem treuen, guten Herzen tritt uns in diesen Eigenschaften entgegen. Und der Pfarrer nicht minder. Sein seelsorgerlicher Verkehr mit den Menschen bewirkt zwar manchmal zu rasch ein Ablassen von bösen Wegen. (Die verehrte Verfasserin dürfte aus der Wirksamkeit ihres Herrn Gemahls wissen und wird mir recht geben, daß nicht alle Trinker so schnell zur Nüchternheit und zur Vernunft und zur Pflicht dem verlassenen Mädchen gegenüber hingeführt werden können, wie in der Dichtung der Fabrikarbeiter und Maurer Arnd!) Aber gleichwohl bewährt sich Pfarrer Silpner wirklich als der „gute Psycholog", als den ihn, wie alle Geistlichen, zwar nicht ganz ohne ein bißchen Ironie, sein Freund, der Arzt, anspricht. Und wie gar der Pfarrer zugunsten seines Freundes auf Elses Hand Verzicht leistet und mit aller Macht — freilich vergeblich — die Sache als längst abgetan hinstellen möchte, das ist nicht bloß ein großer Zug im Charakter des geschilderten Pfarrers, sondern auch in dem der Verfasserin, daß sie solch ein Opfer einem Pfarrer, ja einem Menschen überhaupt in dieser Weise zutraut.

Zu den sympathischen Personen ließen sich noch manche rechnen.

Aber auch sehr unsympathische Menschenkinder begegnen uns. Doch sind auch diese nicht minder treu dem Leben abgelauscht. Die alten Hoftanten und ehemaligen Erzieherinnen zweier Prinzen, die vor lauter Nichtstun sich damit aufhalten, ob in Japan der Kaiser oder die Kaiserin zuerst serviert bekommt, die jede fürstliche Ausfahrt kontrollieren und notieren, von denen sich noch viel derartiges anführen ließe, sie bilden ein treffliches Seitenstück zu dem schnoddrigen Assessor von Anders, dem schofelsten Menschen im ganzn Stück. Über's Studium denkt er sehr erhaben. Hervorragende Fähigkeiten haben ihm weniger zu sagen für die Beamtenlaufbahn. „Es kommt doch auf die Familie an und auf — äh — weltmännisches Benehmen, aber doch nicht auf das, was man weiß." Sein „weltmännisches Benehmen" hat ihm freilich auch tüchtig Schulden eingebracht. Bloß 30.000 Mark benötigt er, die er von dem ihm ebenbürtigen hocharistokratischen Fräulein von Dobbritz erhält, unter der Bedingung, um eine der Helmersfeldschen Töchter anzuhalten. Dort gibt's allerdings einen glatten Korb, und der Herr Assessor kann es tatsächlich mit seiner „Sittlichkeit" und dem „Heben des geistigen Niveaus", wofür er zu schwärmen pflegt, vereinigen, aus Rache für den besagten Korb den alten Kommerzienrat Helmersfeld gegen seine Tochter Else mobil zu machen und — man höre! — beide bei einer höchst internen Auseinandersetzung hinter einem Gartenbusch versteckt zu belauschen. Das wird zwar entdeckt und dieser edle Herr endgültig kaltgestellt.

Nun will die Verfasserin gewiß nicht behaupten, daß so, wie dieser Herr von Anders, alle Aristokraten seien. Von wirklicher Mannesehre nichts wissen, bloß den eigenen Dünkel kennen und den für Ehre halten, selbst aber zu den ehrlosesten Handlungen fähig sein — das sind Züge, die gewiß nicht, glücklicherweise! nicht jedem Manne in diesen Kreisen nachgesagt werden können. Oder sollten sie gar Ausnahmen sein und im Leben solche Herren von Anders gar nicht vorkommen? Ich habe hier eine bitter ernste Frage gestellt. Wer sich noch besser in diesen Schichten unseres Volkes auskennt, möge diese Frage entscheiden.

Soviel ist sicher, ganz „erdichtet" sind diese Typen nicht. Man müßte denn eine ganze Reihe Gestalten in unseren modernen Dramen ins Gebiet der Phantasie und der Übertreibung verweisen. Und gut ist's, daß uns ein solcher Typus vor Augen gestellt ist, mag sein, wie er nicht allgemein ist, aber aus einem verhängnisvollen Staats- und Beamtenbegriff leicht entstehen kann, einer Anschauung vom öffentlichen Leben, wo alles Heil von oben erwartet wird, nicht etwa eine Universität, sondern „eine Residenz, ein Hofstaat allein den richtigen Quell für reiches geistiges Leben bietet", wo dagegen die eigene Persönlichkeit nichts gilt und nichts zu sagen hat! Im Hinblick darauf ist Herr von Anders keine Nebenfigur.

Er ist vielmehr der diametrale Gegensatz zu Doktor Else Helmersfeld. Freilich ist der Gegensatz dabei noch etwas vergrößert, da es sich noch um Mann und Weib handelt. Aber davon abgesehen stehen hinter diesen beiden eben zwei Auffassungen vom Leben und vom Dasein überhaupt, so daß zwischen diesen eine Verbindung schlechterdings unmöglich ist. Und so wird das ganze Schauspiel zu einem echten Tendenzstück. Nicht aufdringlich, aber eindringlich tritt es ein für die allein sittlich haltbare Lebensauffassung, wonach der Reinheit und der Arbeit die Zukunft gehört, einerlei, wo und worin sich beide Ideale verkörpern mögen. Hinaus gekommen sind wir über die sentimentale „Höherentochtermoral", wo man den ganzen Beruf darin erblickt und sich erniedrigt, den Spielball, die Dekoration für einen Mann abzugeben, der nach entsprechender Vergangenheit glücklich daselbst im „goldenen" Hafen landet. Darüber hinaus sind wir über jene „Bessere Ständemoral" bezw. Unmoral, die alles schluckt und alles verteidigt, wenn nur die Tradition gewahrt und ein Skandal vermieden wird, wenn nur nach außen hin die Ehre, die innerlich so überaus wurmstichige Ehre noch einen Rest von schimmernden Glanz erhalten kann.

Und weil wir wünschen, daß unsere öffentliche Moral, die Auffassung des Lebens, in dem wir stehen, das Verhältnis der Menschen zu- und untereinander nach Geschlechtern und Ständen, ein besseres, reineres, wahreres werde, des-

halb begrüßen wir Else Helmersfeld und ihre Dichterin als eine Kampfgenossin bei dem edlen Kampf „Für Frauenehr und hohe Tugend!“ Goldschmit.

Das Zentrum.

Das Zentrum spielt heute in unserem öffentlichen Leben wieder eine große Rolle. Ohne seine Mitwirkung wird kein Gesetz gemacht; es ist eine mitregierende Partei. Ein jeder weiß, was das bedeutet. Das Zentrum hat Wünsche, und diese werden erfüllt, wenn auch nur zum Teil. Es nimmt auch Abschlagszahlungen an. Wenn in Raten gezahlt wird, ist der Geschäftsgewinn um so größer.

Aber um das zu sagen, schreiben wir diese Zeilen nicht. Das weiß ja jeder, der im öffentlichen Leben steht. Man muß aber immer wieder sich fragen, mit welchen Grundsätzen, welchen Mitteln das Zentrum sein Ziel zu erreichen strebt. Und da komme ich allerdings aus dem Staunen nicht heraus. Ich kenne keine politische Partei, überhaupt keine politische Instanz in der Welt, die so grundsatzlos nur einfach den augenblicklichen Vorteil im Auge hat. Ich kenne auch keine Gesellschaft, die so viel Glück damit hat. Sonst heißt es doch in der Welt: wer einmal lügt, dem glaubt man nicht; oder anders ausgedrückt: hat man sich in jemandem erst einmal getäuscht, so wird man gegen ihn vorsichtig. Im Zentrum täuschen wir uns von Woche zu Woche. Und doch stehen wir vor dem großen Rätsel, daß sie immer wieder mit dieser Partei anbinden und ihr auch noch Glauben schenken!

Sie wollen ein demokratische Partei sein; und dabei ertappen wir sie gelegentlich auf deutlichen Spuren des Byzantinismus. Sie reden, deklamieren und schreiben vom allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrecht als der einzigen richtigen Form, um den Volkswillen zum Ausdruck zu bringen; und dabei bieten sie die Hand zu einem Wahlgesetz, das im Gegenteil von jenem Ziele abführt. Sie verkünden heute, wie sie morgen abstimmen werden; und morgen stimmen sie ganz anders. In schwierigen, verwickelten Fragen haben sie jeden Tag eine andere Meinung, und haben nur ein Lächeln für den Vorwurf, daß man sich auf sie gar nicht verlassen könne. Auf nichts, auch gar nichts darf man sich bei ihnen verlassen. Und dabei wandeln sie als honette Menschen unter anderen dahin, und niemandem fällt es ein, etwas anderes zu tun, als nur gelegentlich über des Zentrums Wandelbarkeit sich zu beklagen. Wer im Privatleben so handeln würde, mit dem würden wir den Verkehr vermeiden; mit dem Zentrum verkehren sie alle, auch die Höchstgestellten. Die alten Römer beklagten sich über die „punische Treue“. Sie mag darnach gewesen sein, da auch die Römer nicht gerade zuverlässig waren. Aber was wir beim Zentrum erfahren, geht über das alles hinaus: die grundsätzliche Grundsatzlosigkeit; auch die feierlichste Zusage ist schon gebrochen, sobald sie den Zaun der Zähne verlassen hat. Und das in deutschen Landen, wo jeder Dichter glaubte, die deutsche Treue rühmen zu müssen.

Schwarz färbt immer ab. Das ist höchst bedenklich. Denn das Zentrum ist mit einer anderen starken, wesentlich protestantischen, Partei verbündet. Und nun merken wir, wie die Blauen den Schwarzen die Kunst abzulauschen suchen. Viel reden und wenig sagen. Immer Schaum schlagen, daß die guten Leute gar nicht mehr wissen, wie sie dran sind. Allerlei versprechen, und immer wieder versprechen; mit dem Halten hat's dann noch gute Weile. Unter Umständen falsche Nachrichten in die Welt setzen, schiefe Formeln prägen; nachher aber nichts ändern oder zurücknehmen, wenn's auch hundertmal widerlegt ist.

Welche Gefahr für unser Volk darin liegt, läßt sich unschwer erkennen. Treu und Glauben werden gründlich ruiniert. Der Zweckmäßigkeitsgedanke, der Egoismus der Gruppe, gewinnt so die Überhand, daß die einfachsten sittlichen Grundsätze schwankend werden. Bis in die kleinsten Kreise dringt der Wunsch: Nur Erfolge haben, nur etwas durchsetzen; die Mittel dazu sind ganz gleichgültig. Silberne Löffel entwenden, das tut man nicht; aber alles andere ist gestattet, wenn's nur etwas einbringt für uns, unsere Partei, unsere Klique.

So wirkt das Zentrum als Erzieher des deutschen Volkes. Auch bei denen, die sonst gern ihren Gegensatz zur römischen Kirche aussprechen. Es ist ein Jammer, wie das Volk ruiniert wird! Saxo.

Kunstanstalt für Kirchenausstattungen
G. Herbert
Berlin SW 12, Alte Jacobstrasse 5.
Fernsprecher Amt IV, 1255.
Kirchengeräte

Altäre, Kanzeln, Gestühl
Altar- und Kanzelbekleidungen, Abendmahls-, Tauf- und Krankenkommuniongeräte, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Kruzifixe, Opferbüchsen, Kirchenteppiche, Altarkerzen, Hostien (Mille 1,50 M.) **tadellos sitzende Talare,** Baretts, Beffchen, Lutherröcke. — Grosses ständiges Lager. Anerkannt billige Preise bei gediegener Ausführung. Illustr. Preisverzeichnis. Proben, sowie **fachmännischer Rat** völlig kostenlos. Eigene leistungsfähige Spezialwerkstätten.

Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saugwindsystem.
Höchste Auszeichnungen.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Stettiner Germania
Lebensversicherungs-Aktien-Gesellschaft.
Neue Anträge in 1909: **72** Millionen Mark Kapital.
Versicherungsbestand Ende 1909: **826**.4 Millionen Mark Kapital u. **10** 1/3 Millionen Mark Leib- u. Invalidenrente.
Sicherheitsfonds Ende 1909: **367**.7 Millionen Mark.
Unanfechtbarkeit ✻ **Weltpolice** ✻ **Unverfallbarkeit.**
Gewinnanteile und Zinsen an die mit Gewinnanteil Versicherten zur künftigen Verteilung von Dividenden im Jahre 1909: **95** % des Überschusses mit fast **9** Millionen Mark.
Den Herren Geistlichen und Lehrern werden besondere Vergünstigungen gewährt.
Lebens-, Invaliditäts-, Aussteuer-Vers.
Militärdienst-, Leibrenten-Versicherung.
Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Gott und die Seele
Predigtjahrgang v. Geyer u. Rittelmeyer, 7. u. 8. Aufl., 634 S., geb. 7,50 M. **Rittelmeyer, Der Pfarrer.** Erlebtes u. Erstrebtes, geb. 2,50 M. **Rittelmeyer, Tolstois** religiöse Botschaft, 2 M., empf. **Heinr. Kerler, Ulm.**

Altar-Bekleidungen u. Geräte.
Franz Reinecke, Hannover Heinrichstr. 14

Nervennahrung
für Nervöse und Nervenschwache **nach Dr. Kaeppel,** Langjähr. Chemiker in Bad Neuenahr, **ist ärztlich empfohlen.** Ueberraschender Erfolg schon nach kurzem Gebrauch. Preis **M. 5,—** franko! Zu haben in Apotheken oder direkt bei
Dr. Kaeppel & Co., Barmen.
Belehrende Broschüre gratis.

Dr. Theinhardt's lösliche Kindernahrung
Infantina
Bester Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 18.

Berlin
Bremen.

4. Mai 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Pastor und Lehrer. — Theologenmangel und gläubige Laien im Nebenamt. — Aus Württemberg. — Aus Baden. — Deutsche Kongo-Liga. — Konferenz für Evangelische Gemeindearbeit in Braunschweig, 5.—6. April 1910. — Elfte ordentliche anhaltische Landessynode. — Versammlungskalender. — Berichtigung. — Anzeigen.

Tagebuch.

Pastor und Lehrer. Wir haben ebenso wie die Blätter der anderen kirchlichen Richtungen gegen die Beaufsichtigung des Konfirmanden-Unterrichts protestiert, nicht so sehr, weil sie ein Mißtrauensvotum gegen den Pfarrerstand ist, sondern vor allem, weil wir schlimme pädagogische Folgen befürchten. Es war zu erwarten, daß die Lehrer mit innerer Genugtuung den Widerstand der Pastoren gegen die Kontrolle ihres Unterrichts beobachten und den Pastoren zurufen würden: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. So hat es z. B. die treffliche „Pädagogische Warte" des Gothaer Schulinspektors Beetz getan. Man kann in der Tat von hier aus vielleicht manchem geistlichen Schulinspektor die Abneigung des Lehrerstandes gegen Inspektionen in ihrer Berechtigung klar machen. Indem wir dies schreiben, kommt uns eine neue Verfügung des Konsistoriums der Provinz Sachsen zu Gesicht, die die Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes in der Schule durch die Pastoren auf Grund alter Paragraphen neu einschärft und dadurch verschärft, daß die Pastoren zu regelmäßigen Berichten über ihre Inspektionsbesuche verpflichtet werden. Wie wird der Pastorenstand diese Verfügung aufnehmen? Uns klingt leider schon der Jubel der Pfarrerkonferenzen und Synoden in den Ohren.

*

Theologenmangel und gläubige Laien im Nebenamt. „Wie ernst man die Not ansieht, der bei dem Theologenmangel die Landeskirche entgegengeht, sieht man aus dem Vorschlag des Pastors Wurmb-Flensburg, den derselbe im Schleswig-Holsteinischen Kirchen- und Schulblatt gemacht hat, in kleinen Gemeinden das geistliche Amt einem gläubigen Arzt oder Lehrer im Nebenamt zu übertragen. Für diesen Predigerberuf im Nebenamt genüge dann eine Seminarbildung, wie das in anderen Ländern und beim katholischen Klerus der Fall sei. Mit dieser Neuerung werde sich unsre Kirche den Einrichtungen der Urkirche wieder nähern. Unsre Zeitung hat schon mehrfach auf diese große Not unsrer Kirche hingewiesen; solch einen einschneidenden Vorschlag aber bisher nicht gewagt. Aber man wird ihn immerhin ernstlich beachten müssen." — Ueberraschend sind im Organ des konfessionellen Luthertums, der „Evangelischen Kirchenzeitung", solche Töne, aber erfreulich, weil sie eine Erweichung des dogmatischen Amtsbegriffes bezeugen. Mit dem Vorschlag selbst müssen wir uns in größerem Zusammenhang auseinandersetzen.

*

Aus Württemberg. Ueberraschend schnell und ruhig ist die Neuorganisation des Volksschulwesens ins Leben getreten. In den letzten Tagen wurden seitens der beiden Kammern die nötigen Nachtragsforderungen bewilligt. Ein Vertreter der katholischen Kirche glaubte in der I. Kammer noch einmal seinen ablehnenden Standpunkt vertreten zu müssen; schließlich wurden die notwendigen Mehrausgaben doch einstimmig bewilligt. An der Spitze des ev. Volksschulwesens steht die Oberschulbehörde, die nun von der Oberkirchenbehörde abgetrennt ist. Diese hat an die Oberschulbehörde 4 Mitglieder abgegeben. Daß die 2 weltlichen Mitglieder, die der Oberkirchenbehörde jetzt allein noch zugehörten, angesichts der Arbeitslast nicht genügen, wurde vom Präsident von Sandberger betont. Es sollte eben bei der Neukonstituierung der Oberschulbehörde auf Kosten der Oberkirchenbehörde gespart werden. Das dürfte freilich nicht sein. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Vollzugsbestimmungen zu dem neuen Volksschulgesetz von Seiten der Pfarrer- und Lehrerpresse Zustimmung finden. Und wenn auch Konflikte, speziell Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Pfarrer als dem Vorsitzenden der Ortsschulbehörde in kleineren Gemeinden und den Lehrern im einzelnen nicht ausgeschlossen sind, im ganzen ist doch auf das so dringend nötige Zusammenarbeiten zu hoffen. Für diejenigen Volksschullehrer, die sich für Rektorate und Bezirksschulamtsstellen vorbereiten wollen, ist akademisches Studium vorgesehen; in Tübingen wurde deshalb ein Extraordinariat für Pädagogik errichtet. Ueber die Besetzung der Stelle ist in der Oeffentlichkeit noch nichts bekannt. Zum Studium haben sich über 30 Lehrer, die jetzt in Württemberg, sofern sie ständig sind, alle den Titel Hauptlehrer führen, gemeldet. Es ist also damit zu rechnen, daß in kurzer Zeit wenigstens einige Bezirksschulämter mit Fachleuten besetzt werden können. —

In der letzten Woche hat die Verurteilung des Redakteurs des „Simplicissimus" zu 2 Monaten Gefängnis von sich reden gemacht. Es war gegen ihn seitens des Bischofs von Rottenburg Klage erhoben worden wegen Beleidigung seiner Person und des ganzen württembergischen Klerus. Vor einiger Zeit wurde ein katholischer Priester wegen sexueller Vergehungen vor Gericht gestellt. An dem Tag, an dem die richterliche Entscheidung fallen sollte, befand sich der Bischof zum Zweck der Firmung in der betr. Gemeinde. In einer öffentlichen Versammlung glaubte der Bischof des die ganze Gemeinde begreiflicherweise erregenden Falles Erwähnung tun zu müssen. Er meinte, man müßte die richterliche Entscheidung, die freilich auch irren könnte, abwarten, ehe man urteilen dürfe. Sollte sich die Schuld des Priesters eklatant erweisen, dann freilich müsse mit schonungsloser Strenge gegen ihn vorgegangen werden. Diesen Anlaß benützte der „Simplicissimus" zu einem Bild, das den Bischof als Beschützer moralisch minderwertiger Priester darstellt. Nun hat er vom Gericht Genugtuung erhalten durch die scharfe Verurteilung des verantwortlichen Herausgebers. Diese wurde seitens des Richters durch den Hinweis auf die mannigfachen vom Gericht schon geahndeten Verfehlungen des Redakteurs besonders motiviert. In einem Nachwort zu diesem Prozeß im „Schwäb. Merkur" „Kirchlichkeit oder Sittlichkeit" wird die Bestrafung des „Simplicissimus" wegen seiner Gesamthaltung speziell sexuellen Fragen gegenüber zwar durchaus gebilligt. Aber mit Recht wird auf das so überaus schneidige, ja schroffe Vorgehen des Rottenburger Bischofs gegen modernistische Priester hingewiesen, das doch in einem merkwürdigen Kontrast zu seiner zu erwartenden Haltung gegenüber einem in sexueller Beziehung verdächtigen Priester stehe. Das eben sei der Fluch eines intoleranten, fanatischen Kirchentums, daß sich der sittliche Maßstab völlig verschiebe. Korrekte Kirchlichkeit stehe weit höher als korrekte Sittlichkeit. Daß von solchem Standpunkt aus ein energischer Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit nicht geführt werden könne, liege auf der Hand. — Wie verlautet, soll Drews auch Stuttgart mit seinem Vortrag beglücken. Nach alledem, was er erlebt hat, kann es ihm um wissenschaftliche Interessen nicht zu tun sein; wenn er aber meint, er diene mit seinem Auftreten einer freien Religiosität, so befindet er mit samt dem Monistenbund sich in einem schweren Irrtum. Vielmehr fordert er förmlich den Fanatismus der Altgläubigen heraus, und in diesem Fall ist ihnen um der Wahrheit willen die Unterstützung auch der religiös und theologisch Liberalen gewiß. Ein unglücklicheres Mittel zur Propaganda hätte sich der Monistenbund in der Tat nicht heraussuchen können. Der hiesige Monistenbund steht übrigens, nach seiner öffentlichen Vortragstätigkeit zu urteilen, durchaus auf der Seite des in dem Drewsschen Buch „Monismus" recht schlecht weggekommenen, ja wissenschaftlich vernichteten — Häckel.

*

Aus Baden. Die „gemeinsame Weltanschauung", durch die viele unserer Konservativen sich mit den Katholiken seit einiger Zeit verbunden fühlen, zeitigt merkwürdige Dinge. Sie verlangen oder ersehnen doch hinsichtlich der Besetzungen der Theologieprofessuren mit den Katholiken „gleiches Recht". Soll heißen: wenn in der kath. Kirche einer ohne missio canonica nicht angestellt werden darf, so sollte das in der evangl. Kirche gerade ebenso auch sein. Das sei „das einzig Richtige", das Gegenteil aber „ungleiches Recht". Und schämen sich nicht! Ist das die Folge der kirchengeschichtlichen Studien, die unter den Führern jener Partei getrieben werden? Ist so wenig noch bei ihnen erkannt, daß die evang. Kirche von der katholischen sich dem Wesen nach unterscheidet? Das fehlte gerade noch, daß allenfalls Theologen von jener Sorte missio canonica zu erteilen hätten! Da könnte unsere Kirche etwas erleben. Nein, es ist gut, daß die Wissen-

schaft in unserer Kirche ihren Weg geht, ohne nach der „gemeinsamen Weltanschauung“ etwas fragen zu müssen.

In der 1. Kammer hat eine kurze Auseinandersetzung über die Simultanisierung der Lehrerseminare stattgefunden. Wir haben in Baden die simultane Schule. Daß eine Folge davon die ist, daß auch die Lehrerbildungsanstalten simultan sein müssen, ist klar. Die Regierung hat aber bisher diese Simultanisierung nicht erzwungen, d. h. sie hat in Gegenden, in denen die Bevölkerung konfessionell nicht gemischt ist, es so gehalten, daß diesen Seminarien Schüler und Lehrer der in jenen Gegenden allgemein üblichen Konfession zugeführt werden. Das ist ganz vernünftig. Denn auch ein an und für sich vernünftiges Prinzip braucht nicht zu einer Tyrannei auszuarten, am wenigsten zu einer beabsichtigten. Es ist nun interessant, daß in der 1. Kammer auch der Sprecher der Konservativen den Grundsatz der Simultanschule nicht angefochten hat. Folgerichtig hat er auch nichts grundsätzliches dagegen gesagt, daß an den Seminarien die Lehrkräfte konfessionell gemischt sind. Daß in dieser Angelegenheit die Unantastbarkeit eines bloßen Prinzips nicht allein maßgebend sein darf, hat Professor Troeltsch hervorgehoben. Er hat in seiner Rede mehrfach von den Wünschen der Bevölkerung geredet und darauf hingewiesen, daß hinter der ganzen Sache die Frage der Anteilnahme der Religionsgemeinschaften der Konfessionsgesellschaften an der Schule steht. Gerade eine populäre Schulpolitik werde auf solche Wünsche Rücksicht nehmen müssen. Das große Problem unter dem Deckmantel einer Einzelfrage lösen zu wollen, halte er nicht für richtig. Wenn es sich um das Problem handle, solle man es offen auch aufstellen und behandeln.

*

Deutsche Kongo-Liga. Am 31. März ist sie in Hannover gegründet worden zur Schärfung des öffentlichen Gewissens gegenüber den Greueln im Kongo. (Vergl. Wittes Aufsatz in Beil. Nr. 15.) Vorsitzender ist: J. K. Viëtor in Bremen, Stellvertreter Missionsdirektor Schreiber, Schriftführer Professor Westermann in Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Konferenz für Evangelische Gemeindearbeit in Braunschweig, 5.—6. April 1910.

Die mit glänzendem Erfolg verlaufene Konferenz bot viele interessante Momente, und verdient es, daß die Leser dieses Blattes ihr eine aufmerksame Beachtung schenken. Nicht so sehr wegen der einzelnen dort geäußerten Gedanken und Vorschläge; man wird vielleicht urteilen, daß das meiste, was dort vorgetragen wurde, nicht eben Neues enthält. Ich glaube deshalb, daß eine Wiedergabe des Inhalts der Referate und Debattereden, so sehr sie oft auf der Höhe standen, kaum auf sonderliches Interesse rechnen könnte. Was mir dagegen höchst charakteristisch und bemerkenswert erscheint, war die ganze Stimmung, der beseelende und leitende Grundgedanke. Ich halte es für möglich, daß sich aus dieser Konferenz, die — angeblich in Bremen — nach zwei Jahren wiederholt werden soll, nicht unerhebliche Konsequenzen für das Leben unserer evangelischen Kirche ergeben werden.

Ich glaube, den Gesichtspunkten, die die Konferenz beherrschten, am leichtesten beizukommen, wenn ich die Finger darauf lege, welche Gruppen und Richtungen von der Konferenz ausgeschlossen waren oder vielmehr sich selbst ausgeschlossen haben.

Da erscheint es mir zunächst charakteristisch, daß nach einem (m. E. sehr weisen) Wunsche des Vorsitzenden, des Braunschweiger Pastors Stock, keine Begrüßungsreden gehalten wurden. Die offizielle Kirche, die Landeskirche, mit ihrem im Guten und im Schlechten so weit reichenden Einfluß, erschien aus allen Vorschlägen und Ueberlegungen ausgeschaltet. Wer es weiß, wie sehr man sich in den kleinen Landeskirchen an den Gedanken gewöhnt hat: „Der Segen kommt von oben“, wer den Druck kennt, den ganz automatisch — oft völlig unbewußt — das Kirchenregiment, ein „hohes Konsistorium“, auf Pfarrer und Kirchenvorstände zu üben pflegt, wer beobachtet hat, wie lähmend, ja gewissenverwirrend dieser Druck nicht selten wirkt, der wird es besonders freudig begrüßen, daß hier aufrechte, unabhängige Männer das Wohl der Kirche berieten „ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit“. Ist es wahr, was Sohm sagt, daß „das Leben der Kirche in den Einzelgemeinden pulsiert“, so war es ein durchaus richtiger und glücklicher Gedanke, lediglich von den Bedürfnissen eben dieser Einzelgemeinde auszugehen, und von diesem Standpunkt aus den Schäden der Kirche entgegenzuarbeiten.

Ausgeschlossen waren damit zugleich jene hochkirchlichen Tendenzen, die sich vor zwanzig Jahren an die Namen v. Kleist-Retzow und Hammerstein knüpften, und die schließlich auf eine Stärkung des geistlichen Elementes in der Kirche hinauskamen. Eine freie evangelische Gemeinde, die sich selbst regiert und sich selbst baut, das war der letzte Grundton aller Reden.

Ferner fehlten auf der Konferenz jene oberflächlichen Optimisten, die in aller heutigen Kulturentwicklung, in wachsendem Wohlstand und wachsender Macht, in Befreiung von alten Irrtümern und alten Vorurteilen, schon an sich einen Sieg des Christentums sehen. So weit ich beobachten konnte, war alles darin einig, daß diese äußeren Kulturgüter nur dann zum Heil des deutschen Volkes dienen können, wenn ihnen ein Wachstum innerer religiöser und sittlicher Bildung, eine Vertiefung des Verantwortlichkeitsgefühls zur Seite geht; wenn die Menschen sich wieder darauf besinnen, daß nur das „Gefühl der Abhängigkeit von Gott“, nur eine kraftvolle Gemeinschaft mit dem Ewigen, wie sie uns in der Person Christi vermittelt ist, dem Einzelnen und dem ganzen Volk zu Heil und Segen gereichen kann. Gerade die Töne lebendiger Frömmigkeit, die z. B. von den beiden erfolgreichsten Rednern der Konferenz, dem Hamburger v. Ruckteschell und dem Pariser Charles Wagner, angeschlagen wurden, fanden den lebhaftesten Widerhall.

Ebenso aber kam der unberechtigte Pessimismus nicht zu Worte, der von dem Grundsatz ausgeht, daß unsere evangelische Kirche durch die Mannigfaltigkeit der in ihr vorhandenen dogmatischen Anschauungen und religiösen Methoden schwer erkrankt sei; der deshalb das Auseinandergehen in zwei Kirchen fordert, eine „positive“ und eine „liberale“. Die Anschauung Stöckers, der für die Liberalen nichts anderes übrig hatte, als das „Patet exitus!“, war nicht vertreten. Und ebensowenig das entgegengesetzte Extrem, das den Kampf gegen „Orthodoxie“ und „Muckertum“ als die eigentliche Lebensaufgabe der Kirche des 20. Jahrhunderts betrachtet. So weit ich urteilen kann, waren alle Anwesenden — sie mochten etwa zur Hälfte der „altgläubigen“, zur Hälfte der „modernen“ Richtung angehören — in dem Punkte einig, daß beide Richtungen nicht so sehr Gegensätze unvereinbarer Natur sind, sondern Ergänzungen, die sich gegenseitig fordern; daß die Kirche in der größten Gefahr wäre, zu versteinern oder sich in Atome aufzulösen, wenn nicht der Einfluß der beiden Richtungen nebeneinander her liefe. Es dürfte unter den „Positiven“ der Konferenz keinen gegeben haben, der dem „Liberalismus“ die Existenzberechtigung abgesprochen hätte; freilich auch auf der andern Seite keinen, der der „Orthodoxie“ die berechtigte Pietät gegen die Vergangenheit verdacht hätte oder darin lediglich geistige Rückständigkeit oder gar Heuchelei erblickt hätte. Alle waren vielmehr von der Ueberzeugung getragen, daß der wahrhaft religiösen Werte, die die „Altgläubigen“ und die „Modernen“ gemeinsam haben, mehr ist, als dessen, was sie trennt; daß der gemeinsame Boden, der „Liberale“ und „Positive“ trägt, stark genug ist, um den Bestand einer einzigen evangelischen Kirche zu ermöglichen, die beide Richtungen umfaßt. — Es war überaus interessant zu verfolgen, wie sich die Redner in bunter Reihenfolge ablösten, ohne daß man ihnen anmerkte, welcher Richtung sie angehörten. Wäre es etwa einem „Orthodoxen“ alten Stils eingefallen, nach berühmten Mustern die Jungfrauengeburt für den „Eckstein“ des Christentums zu erklären, oder ein Gebet um die „Bekehrung der ungläubigen Pro-

fessoren" zu empfehlen, man würde sich erstaunt angeblickt haben — und am meisten betreten wären die „Altgläubigen" selbst gewesen! Wer in gemeinsamer positiver Arbeit der verschiedenen Richtungen die Zukunft der Kirche erblickt, der mag in der Konferenz ein verheißungsvolles Zeichen der Zeit gesehen haben.

Die bisher berührten Punkte erscheinen mir als die Momente, die die Stärke der Konferenz ausmachten. Sie scheinen mir so wichtig, daß ich ihnen gegenüber die etwaigen Schwächen nicht so scharf beurteile, die kritischen Beobachtern entgegengetreten sind. Ich rechne dahin vor allem dies, daß schwerlich jemand die Frage wird beantworten können, die wohl ursprünglich die Berufung der Konferenz veranlaßt hatte: Ist denn nun diese Versammlung von warmen Freunden der Kirche, die auch mit wenigen Ausnahmen auf dem Felde der Gemeindearbeit tätig gewesen sind, der Ansicht, daß die von dem ehrwürdigen Sulze vor zwanzig Jahren verkündeten Ideen ihrem Zweck — der Neubelebung des Gemeindelebens — entsprechen? oder müssen wir sie als erfolglos betrachten und neue Ideale suchen? Richtiger gesagt vielleicht: an welchen Punkten bedürfen Sulzes Vorschläge der Revision? welche Wege haben sich bewährt? welche neuen Wege müssen wir einschlagen? — Ganz gewiß wäre es ungerecht, von einer solchen Versammlung zu verlangen, daß sie unfehlbare Rezepte verschriebe, deren Anwendung der kranken Kirche mit Sicherheit zur Genesung verhülfe. Und doch hätte man gewünscht, einige große Gesichtspunkte praktischer Art aufgestellt zu sehen: hier liegen die Schwierigkeiten! in dieser oder in jener Richtung muß die Heilung gesucht werden! „Worte, nichts als Worte! schönklingende Redensarten! schließlich bleibt doch alles beim alten!" Das Urteil habe ich nicht selten gehört.

Erschwert und verwirrt wurde die Verhandlung durch die ausgiebige Polemik des Hauptredners Prof. Schian gegen die bekannte Tendenz von Dörries, der die Aufgabe der Kirche als solcher lediglich im Kultus, im Wort und Sakrament sieht. Während Traub in seiner kraftvoll-lebendigen Art Dörries' Anschauung vertrat, stellte sich Sulze, der allverehrte Patriarch der Bewegung, mit warmen Worten auf Schians Seite und suchte der Kirche die Betätigung christlicher Liebesarbeit zu retten. Ganz gewiß liegt hier eine Differenz; aber sie ist nicht so groß, wie sie nach Schian scheint. „Dörries' Anschauung ist der eigentliche Feind, den wir an dieser Stelle bekämpfen müssen" — das schoß weit über das Ziel hinaus. In der Praxis stehen Sulze und Dörries nicht so weit auseinander, wie es scheint; die Redner redeten stellenweise aneinander vorbei. So berechtigt und stark die Abneigung von Dörries gegen die klerikale Ausnutzung und Färbung christlicher Liebesübung ist, so wenig will er der „Kirche", vollends dem einzelnen Pfarrer, die Uebung der Barmherzigkeit verbieten, wo andere Instanzen — Staat, Kommune, bürgerliche Gesellschaft — ihre Pflicht noch nicht erkannt haben oder nachlässig erfüllen. Daß hier die Verhandlung — die übrigens gerade an dieser Stelle, bei der Aussprache zwischen Traub und Sulze, geradezu ergreifend gewesen ist — nicht völlige Klarheit schaffte, ist zu bedauern.

Trotzdem der Vorwurf der Unfruchtbarkeit nicht vollständig von der Hand zu weisen sein dürfte, möchte ich doch das Ergebnis der Konferenz nicht gar zu gering einschätzen. Schon die persönliche Berührung zwischen den Männern, die demselben Ziele zustreben, selbst wenn der Weg noch nicht mit voller Klarheit vor ihnen liegt, ist wertvoll. Und die freudige Begeisterung, die nicht selten zum Ausdruck kam, konnte auch die Verzagenden ermutigen und zu neuer Arbeit anspornen. v. Hanffstengel.

Elfte ordentliche anhaltische Landessynode.

Nach der üblichen Pause von 3 Jahren hat in Dessau vom 24. Januar bis 2. Februar die anhaltische Landeskirche durch ihre Vertreter ihre kleineren und größeren Anliegen erledigt. Diesmal nicht mehr unter dem bewährten Vorsitz des hochverdienten Kammerherrn von Krosigk-Rathmannsdorf, Exzellenz, der sich vom öffentlichen Leben wegen seines Alters zurückgezogen hat, sondern unter dem zur Leitung erwählten und bestätigten Geheimen Oberregierungsrat Dr. Rümelin in Dessau. Eine Richtungsveränderung war mit diesem Personenwechsel nicht verbunden. Liberaler oder moderner Neigungen sind beide Herren unverdächtig. Doch kann man auch von schroffen Gegensätzen der Richtung in der Synode nicht reden. Und die zu beratenden Vorlagen und eine Petition waren dem Hervortreten der still vorhandenen Unterschiede nicht förderlich, was nicht zu bedauern ist.

Außer den erforderlichen Rechnungsentlastungen und zu Verwaltungszwecken nötigen gesetzlichen Festlegungen und Ausschreibungen von Synodalsteuer durch Matrikularbeiträge waren es im wesentlichen zwei Gegenstände, die man mit einiger Spannung erwartete, nämlich im natürlichen Gefolge der im vorigen Jahr erfolgten Aufbesserung der Gehälter der Staatsbeamten eine Vorlage zur angemessenen Erhöhung der Pfarrgehälter und eine Vorlage betreffend die Aufbringung der Geldmittel für neue Pfarrstellen.

Die für die Besoldung der Geistlichen geltende Skala war im Jahre 1901 der für die Oberlehrer grundsätzlich gleichgestaltet und für die Benutzung der Dienstwohnungen in den Kreisstädten und besonders teuern Orten 800 M. p. a., auf dem Lande und den kleinen Städten 600 M. festgesetzt worden. Die Superintendenten hatten eine besondere Skala erhalten. Nachdem die Oberlehrer schon vor einigen Jahren mit Rücksicht auf die erhöhten Bezüge in Preußen eine unerhebliche Erhöhung und im vorigen Jahr wie die übrigen anhaltischen Staatsbeamten eine bedeutende Aufbesserung erfahren hatten, hätte es nahe gelegen, den Geistlichen dieselbe Skala zuzubilligen. Dem stand aber nach aller Meinung die ungünstige Finanzlage Anhalts im Wege. So sind die Geistlichen dankbar, daß ihnen unter der ausdrücklichen Zusicherung prinzipieller Gleichstellung mit Rücksicht auf die Finanzlage folgende Zuwendungen zugute kommen: Bei der ersten Anstellung 3000 M. (unter Anrechnung der Wohnung mit 800 resp. 600 M.), dann nach je 3 Jahren 2 Zulagen von je 400 M., darauf 6 Zulagen von je 500 M. und zuletzt noch eine von 400 M., so daß nach 27 Dienstjahren das Höchstgehalt von 7200 M. erreicht wird.

Den Superintendenten wird nunmehr zu ihrem skalamäßigen Pfarrgehalt eine pensionsberechtigte Stellenzulage von 600 M. gegeben, die Wohnung aber mit 900 M. angerechnet.

Die wegen des erforderlichen staatlichen Zuschusses nötige Zustimmung des anhaltischen Landtages ist inzwischen (in den beiden letzten Lesungen debattelos) erfolgt.

Die Aufbringung von Geldmitteln für neue Pfarrstellen klingt ziemlich harmlos, war aber sehr bedeutungsvoll zur Lösung einer drohenden Spannung zwischen Landtag und Synode.

Bei der Uebernahme der durch die Gehaltserhöhung der Geistlichen entstehenden Fehlbeträge der Pfarrbesoldungskasse auf die Staatskasse hatte im Jahre 1901 der Landtag die Genehmigung zur Errichtung neuer Pfarrstellen sich mit Recht vorbehalten und dann immer dringender die Erwartung ausgesprochen, es möchte bei notwendiger Errichtung neuer Pfarrstellen die Aufhebung entbehrlich werdender ins Auge gefaßt werden. Bei der nun wiederum nötig werdenden erheblichen Belastung der Staatskasse durch die neue Gehaltsskala der Geistlichen glaubte die Kirchen-

regierung dem dringenden Wunsche des Landtages Rechnung tragen zu müssen und verlangte in der gemachten Vorlage die gesetzliche Handhabe dazu. Die Synode gab auch ihre Zustimmung, trotzdem sie die starke Ausschaltung der kirchlichen Körperschaften bei dem vorläufigen Verfahren (das endgültige, schon früher gesetzlich festgelegte, wahrt allen Beteiligten ihre Stimme) nicht ganz unbedenklich fand. Sonst hat die Synode noch einer Aenderung des Kirchen-Gesetzes zugestimmt über die Versetzung der Geistlichen in den Ruhestand, wonach entsprechend der Veränderung bei den Staatsbeamten die Dienstaltersgrenze vom 70. auf das 65. Lebensjahr herabgesetzt wird. Auch der in Aussicht genommenen Festlegung des Ostertermins hat die Synode sich geneigt erklärt. Und endlich ist auf eine ergangene Petition eine Kirchenkollekte für die böhmische Diaspora-Gemeinde Podersam auf 6 Jahre bewilligt, welche bei der jüngst erfolgten Ordnung der Pflege der österreichischen evangelischen Bewegung anhaltischer Fürsorge übergeben ward.

Den Synoden kleiner Landeskirchen ist ja naturgemäß ein nur beschränkter Wirkungskreis zugemessen. Und doch lassen sich daran Beobachtungen machen, die für viel weitere Kreise wertvoll sind. So ist mir eins besonders aufgefallen, nämlich die Neigung, hier wie anderwärts, den Schwerpunkt der Beratungen in die Kommissionen zu verlegen. Das halte ich für bedenklich. Nicht als wollte ich sie abgeschafft wissen. Ich weiß, wieviel wertvolle Vorarbeit und Kleinarbeit darin geleistet werden kann und soll und wieviel Zeit durch Besprechung im kleinen Kreise erspart werden kann. Wenn aber alles, was an Gesichtspunkten und Differenzen oder auch an Erregung vorhanden ist, dahinein versteckt wird, dann fangen die Plenarsitzungen an, arm zu werden und erwecken leicht den Schein abgekarteten Spiels. Das würde ein großer Schade sein für das Ansehen der evangelischen Kirche nach außen. Ich glaube, unsere evangelische Kirche hat allen Grund, keine Sympathien zu verscherzen und jede Gelegenheit, Kenntnis von ihren Angelegenheiten und damit Interesse dafür zu verbreiten. Das aber ist an möglichste Oeffentlichkeit gebunden.

S.—Z.

Versammlungskalender.

17.—19. Mai: Evangel.-sozialer Kongreß in Chemnitz.
30. u. 31. Mai: Reformtag des Vereins für freies Christentum in Luzern.
27.—29. Juni: Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag in Rostock.
30. Juni: desgl. in Lübeck.
6.—10. August: Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt in Berlin.
25.—28. September: Evangelischer Bund in Chemnitz.

Berichtigung.

(Vergl. Nr. 16, Hauptblatt.)

Im Hauptartikel von Professor Schmiedel über Steudel ist zu lesen:
Sp. 413, Zeile 24 von unten: suchen, und in einen Verkündiger.
„ 414, „ 18 „ oben: in den Messiasglauben.
„ 415, „ 20 „ „ . . . über sich und Kephas und Apollos.

Soeben erschien:

Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte

nebst einer religionsphilosophischen Abhandlung über die Kirche von

Ferd. Jak. Schmidt.

Preis 1.— Mark.

Diese Schrift streift nur die eben aktuelle Frage nach dem **historischen** Jesus, ihr Thema ist weit ernster und tiefer die Frage: Welches war die epochemachende Wesensbestimmtheit der Persönlichkeit Jesu, auf Grund deren **die Christus-Idee** geschichtliche Gestalt anzunehmen vermochte? Geistliche aller Richtungen sowie gebildete Laien werden mit Gewinn Kenntnis von der geistvollen Arbeit des Verfassers nehmen.

Lieferung erfolgt durch alle Buchhandlungen sowie vom **Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.**

Otto zur Linde, Herausgeber des „Charon“.
DIE KUGEL. Eine Philosophie in Versen. Preis M. 2. Echt Bütten. Vornehme Geschenkausstattung. Durch Buchh. oder direkt portofrei im Schutzkarton. Zur Orientierung über die **Charonbewegung** liefern wir den **Charon** 1/4 Jahr **gratis** per Kreuzb. **Charonverlag, Gr.-Lichterfelde.**

Talarstoffe Gelegenheitskauf, in reinwoll. Kaschmire und Tuche direkt aus der Fabrik (50% billiger als in Handlungen). **Camillo Junghanns, Mülsen St. Micheln** (Post: Mülsen St. Jacob i. Sachsen).

Arvedshof. Die Jahreskurse der **haus- und landwirtschaftlichen Frauenschule** beginnen jeden 1. April und 1. Oktober, die der **Gartenbauschule** desgleichen sowie am 15. Januar. — **Prospekte** versendet die Gründerin und Besitzerin **Frau Baurat Dr. Rossbach** auf **Arvedshof**, Post- und Bahnstation **Hopfgarten V**, Bez. Leipzig.

An die Bücher-Interessenten besonders im **Auslande**

richten wir die Bitte, bei Bücherbestellungen auf Grund von Anzeigen des **„Protestantischen Schriftenvertriebs“** sich doch **direkt** an diesen zu wenden und nicht an den Buchhandel, da unser „Schriftenvertrieb“ als **Versand-Buchhandlung** nicht an den Buchhandel, sondern nur **direkt** an die Besteller liefert.

Bei **größeren** Bestellungen tragen wir das **halbe** oder auch das **ganze** Porto und sorgen dafür, daß die bestellten Bücher **so schnell als möglich** in die Hände der Besteller gelangen.

Schöneberg-Berlin, Eisenacherstraße 45.

Hochachtungsvoll
Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.

Wir bitten,
Probenummern zur Verteilung an **Interessenten** zu verlangen.
Verlag des Protestantenblattes.

Preisliste und Muster kostenlos
Deutsches Kolonialhaus
Bruno Antelmann
Berlin W. 35
Lützowstr. 89-90
Kaffee-Grossrösterei
Tee
Kakao
Schokolade
Erdnuss-Tafel-Oel
zu Salaten und Mayonnaisen.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

11.—20. Tausend.

von Soden contra Drews!

Hat Jesus gelebt?

Aus den geschichtlichen Urkunden beantwortet von **Professor D. Hermann von Soden.**

8° 3½ Bogen. Preis 50 Pf.

Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

Es ist erschienen:

Die Stellung des freien Protestantismus zur Sozialpolitik.

Vortrag von D. Friedrich Naumann, M. d. R.

Separat-Abdruck aus dem Protestantenblatt.
8°. **Preis 30 Pfennig.** 16 S.
50 Exemplare a 25 Pf., 100 a 20 Pf., 500 a 15 Pf.

Zu beziehen durch den

Protestantischen Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, Eisenacherstrasse 45.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.